

Grenzstreife bei Basel

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **13 (1929)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419648>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

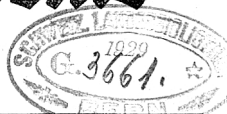
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins



Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich
5 Franken, mit Beilage 7 Franken.

Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht
(Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutsch-
schweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).

Beiträge zum Inhalt sind willkommen.

Veranstaltung: Küsnacht (Zürich). Druck: E. Glid & Cie., Bern.

An unsere Mitglieder.

Wir bitten um pünktliche Entrichtung des Jahres-
beitrages auf beiliegenden Einzahlungsschein (an die Ge-
schäftskasse des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küs-
nacht [Zürich], Postcheckrechnung VIII 390). Der Pflicht-
beitrag beträgt 5 Franken, für Bezüger der Zeitschrift
„Muttersprache“ 2 Franken mehr. Die Mitglieder des
Zweigvereins Bern zahlen je 2 Franken dazu, also 7 Fr.
ohne „Muttersprache“ und 9 Franken mit der Zeitschrift,
und zwar an den „Verein für deutsche Sprache in Bern“,
VIII 3814. Wer rasch bezahlt, hilft uns die laufenden
Ausgaben bar bezahlen und erspart dem Rechnungsführer
lästige Sonderarbeit und manchmal auch Aerger.

Und dann bitten wir natürlich auch wieder um frei-
willige Beiträge. Wir haben zwar in letzter Zeit
aus Schenkungen einiges Vermögen bekommen (und
möchten bei der Gelegenheit zur Befolgung dieser schönen
Beispiele lebhaft ermuntern); wir wollen es aber nicht
aufzehren, sondern aus den Zinsen unsere Tätigkeit er-
höhen. Geplant ist die Herausgabe eines Merkblattes für
die Abfassung von Vereinsfakungen und eines Ratgebers
für die Erstellung von Firmenschildern und Geschäfts-
anschriften. Schon lange ist es auch unser Wunsch, die
„Mitteilungen“ wieder monatlich herauszugeben. Ferner
gedenken wir, nächsten Herbst den fünfundsingzigjährigen
Bestand unseres Vereins zu feiern, zwar ohne großes
Festgepränge natürlich, aber wenn wir dabei der Oeffent-
lichkeit Kunde geben wollen, so kostet das auch wieder Geld.

Auf diesen Anlaß hin sollten wir auch unsere Mit-
gliederzahl noch erhöhen. Sie steht seit einigen Jahren
ziemlich beharrlich um 360 herum; wenn wir aber im
Herbst an die Oeffentlichkeit treten wollen, sollten wir es
nach 25 Jahren doch auf mindestens 400 Mitglieder ge-
bracht haben. Wir legen darum je eine Einladung zum
Eintritt bei und bitten, davon in Bekanntenkreisen Ge-
brauch zu machen und uns so in der Werbearbeit zu unter-
stützen. (Weitere Abzüge stehen zur Verfügung.) Wenn
nur jedes zehnte Mitglied ein neues gewänne, so hätten
wir die 400 schon fast, und jedes zehnte — das ist doch
bescheiden; aber es darf jeder dieses zehnte sein und nicht
immer nur „die andern“!

Oder herrscht etwa Zweifel, ob unsere Arbeit nötig
sei? Es wird uns gelegentlich dankbar bestätigt, daß
unsere Belehrungen über sprachliche Dinge willkommen
seien. Aber wir müssen nicht nur lehren, wir müssen
auch wehren, nämlich gegen die Sprachfaulheit, Sprach-
eitelkeit und Sprachfeigheit der Deutschschweizer, z. B. ge-

gen den Unfug, daß das Musikhaus Hug in Basel einem
deutschsprechenden Kunden quittiert mit dem Stempel
Payé, daß das Modehaus P. Dacher-Flach, „Lucerne, Rue
des Alpes“, eine deutschschweizerische „Madame“ am
rechten Zürichseeufer bittet de bien vouloir lui faire l'hon-
neur usw., daß am selben Zürichseeufer hergestellte alkohol-
freie Weine mit ganz französischen Aufschriften (von
Fretz frères, Zurich!) ein paar Stunden im Umkreis ver-
trieben werden usw. usw. Ein Bund schweizerischer
Schwerhörigen-Vereine bittet um milde Gaben und be-
nützt dabei in Zürich „aus Versehen“ (wie auf unsere Be-
schwerde hin die Erklärung jeweiligen lautet) gänzlich fran-
zösisch gedruckte Flugblätter, die in der Imprimerie de la
Nouvelle Gazette de Zurich gedruckt worden sind — wäre
es denkbar, daß deutsche Blätter, wenn sie in Genf her-
gestellt wären, aus Versehen in Genf vertragen würden
und die Angabe trügen „Druckerei der Genfer Zeitung“?
Wir verlangen für die deutsche Sprache nicht mehr Recht,
aber auch nicht weniger, als der französischen gehört.
Aber jemand muß das fordern und immer wieder fordern,
und wer tut das, wenn nicht der Deutschschweizerische
Sprachverein?

Grenzstreife bei Bâle.

Neugierde führte mich vor kurzem durch zwei elsässische
Grenzörter. Ich hatte den Boden des Unglückslandes
nicht mehr betreten, seitdem es unter seine jetzigen Herren
gekommen ist. Die ganze Forschungsreise dauerte eine
Stunde, aber wer die Augen aufmacht, sieht in kurzer
Zeit mancherlei. Hier seien einige sprachliche Beobachtungen
aufgezeichnet.

Daß im Elsaß etwas anders geworden sein muß, als
es „zu unsrer Zeit“ war, bemerkte ich zuerst auf Basler
Boden an einer großen roten Wegtafel, die für Autofahrer
bestimmt ist: St-Louis, Mulhouse steht darauf. Die ersten
Menschen hinter dem Grenzstein waren die Zollwächter
am Dorfeingang; sie forderten mir mit der bei den fran-
zösischen Zollbehörden von jeher üblichen drohend barschen
Militärmiene den Paß ab und fragten nach verollbarer
Ware, alles auf französisch; ich antwortete deutsch und
erregte damit keinen Anstoß. Nun achtete ich vornehmlich
auf Inschriften. Auf der ersten, gleich neben dem Zoll-
amt, war „Tanz“ angezeigt, dieses Wort groß auf deutsch,
mitten in einem Rauderwelsch, aus dem ein Janvier und
ein französischer Gasthausname hervorleuchteten. Die Baden-
schilder meist französisch, zuweilen mit Fehlern, deren ich

keinen hier verraten will (ich möchte nicht zu ihrer Entfernung Anlaß geben). Ich ging auf das unansehnliche Gebäude los, das Gemeindehaus, Schulhaus, Post- und Telegraphenamt zugleich ist, und las aufmerksam die angeschlagenen Bekanntmachungen der Behörden. Französisch war eine Eheberkündigung, alles andere zweisprachig, bald der deutsche, bald der welsche Wortlaut an erster Stelle, aber überall alle Ortsnamen (Strasbourg, Mulhouse, Bourgfelden) in französischer Schreibung, französisch auch der Eingang: „Le préfet du département du Haut-Rhin, nach Einsicht . . .“ An der Tür der Schulstube: „Ecole des garçons“, darunter: „M. Jean Bauer, instituteur-adjoint“, darüber: „Bitte leise gehen, leise sprechen“, — wenn man verstanden sein will, ist deutsch offenbar noch immer das sicherste im département du Haut-Rhin. Mit den Straßenschildern hat man sich's bequem gemacht: die meisten sind einfach blau überlüncht, so nützen sie wenigstens niemand, das ist die Hauptsache. Auf einem war immerhin zur Not zu erkennen, daß einmal Maréchal Foch darauf gestanden haben muß. Ich schlug, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß im Innern der Kirche alles so deutsch dreinschaut, als wäre man in Unterwalden nid dem Wald (außerdem ist diese Kirche das einzige im Dorf, was nicht verlottert und unreinlich aussieht), einen Feldweg ein, der durch ein sehr sauberes deutsches Schild als Brunnenweg bezeichnet ist, und verließ das Dorf. Ein Knabe gab mir auf Befragen in klobigstem Sundgauerdeutsch Antwort auf verschiedene Fragen, die ich bald hernach auf freiem Feld ohne Not an einen einsamen Zollposten nochmals richtete. Der Soldat, in Kleidung und Haltung der richtige kleine französische Infanterist, trotz der heute nicht mehr roten Hose genau so anzusehen wie die Tausende von seinen Kameraden, mit denen ich vor etlichen 30 Jahren zu tun gehabt habe, ließ mich unbehelligt vorbeigehen. Aber ich wollte ihn sprechen hören und redete ihn deswegen an: wohin dieser Weg führe, wohin jener, welcher der kürzere sei, ob hier immer ein Posten stehe? Daraus wurde das erfreulichste meiner Reiseabenteuer im Sundgau: der Mann gab mir ausgezeichnet Bescheid in unverfälschtem Sundgauer Deutsch und erwiderte auf meine Bemerkung, er sei ja ein Elsässer: „Nai, i bin ken Elsässer, i bin üs Frankreich!“ (Was hätte Herr Poincaré zu dieser unpatriotischen Auseinandersetzung der beiden Länder gesagt?) Ich lobte verwundert sein Deutsch. Darauf er: seine Frau (Froi sagte er ganz richtig elsässisch) sei eine Elsässerin und in Basel aufgewachsen. Ich bemerkte noch: das schade ja nichts, daß er deutsch könne, worauf er, lebhaft und gutmütig: „Nai, nai, dees schadet nix, im Gegeteil.“ Ich hütete mich wohl, den gut sitzenden Nagel durch einen weiteren Schlag schief zu klopfen und entfernte mich in der Richtung nach St. Ludwig, wo mein Brunnenweg auf einem neuen, lieblich angehefteten und schlecht leserlichen Schild nunmehr als Rue haute de la Fontaine bezeichnet war. Ich mußte lachen: Da gibt sich der instituteur-adjoint alle Mühe, die Jugend von Bourgfelden zu entdeutschen, und unterdessen lernen die alten Soldaten des Marshalls Foch deutsch. So war's schon vor 1870. Man kann einem Volk die Bildung nehmen, aber nicht seine Muttersprache.

St. Ludwig! So sagt heute freilich niemand mehr. Der Ort hieß zuerst Saint-Louis, wurde dann von den Männern der Revolution, die weder den Saint noch den Königsnamen Louis ertrugen, in Bourglivre umbenannt — „umgetauft“ zu sagen wäre für diese Großtat der Herren Sansculottes nicht das zutreffende Wort — erhielt später seinen Namen Saint-Louis wieder, wurde

nach 1871 deutsch Sanct-Ludwig benannt und heißt jetzt wieder Saint-Louis. Daneben hat sich sonderbarerweise Bourglivre zäh erhalten (von den Elsässern Burkliper oder Burkliper gesprochen), auch der schon erwähnte Schlingel in Bourgfelden sagte so und fügte halb entschuldigend, wie eine Erläuterung, Saint-Louis bei. Der häßliche Fabrikort ist eine Vorstadt Basels geworden, in der sich Haus an Haus über die Grenze aneinanderreihet, ungefähr wie in Emmishofen-Konstanz. Aber diese sonst nur an den Zollposten erkennbare Grenze ist, wenigstens für das Auge, eine Sprachgrenze geworden: auf Basler Boden lauter deutsche, auf elsässischem meist nur noch französische Inschriften. Mit Ausnahmen freilich, die von dem hart drängenden gesunden Verstand diktiert sind; so wenn gleich am Dorfeingang, aber schon auf französischem Boden, auf einer Holztasfel warnend steht: Maul- und Klauenseuche (nur deutsch). Die Bauern, die das angeht (an dieser Stelle die von Basel herkommenden) würden wohl die gelehrt durch die Doktorsbrille schauende französische Bezeichnung Fièvre aphteuse nicht verstehen.

Aber sonst: auf Schritt und Tritt macht sich hier für den aufmerksamen Beobachter das sich durchsetzende französische Nationalbewußtsein bemerkbar. Jedermann kennt bei uns die weit verbreiteten englischen Schallplatten His master's voice mit dem Bild des lausenden Hundes. Ich habe sie nie anders benannt gesehen, bis ich nach St. Ludwig kam; da heißen sie La voix de son maître. Wir ertragen das fremde Englisch, das mit den Engländern verbündete Volk der Franzosen erträgt es nicht.

Sonderbar will mir das sprachliche Verhalten der (staatlichen) Basler Straßenbahn vorkommen, die mit zwei Linien französischen Boden befährt (bis St. Ludwig und Hünningen), wie übrigens anderseits mit einer dritten badischen Gebiet bis Lörrach. Die Aufschriften Saint-Louis und Huningue (für das mit Basels Geschichte so engverbundene und von alters her niemals anders benannte Hünningen) wird die französische Behörde verlangt haben, die nun einmal mit Ortsnamen keinen Spaß verträgt. Weshalb aber steht auf den Fahrscheinen zwischen all den Basler Straßennamen auch au Canal und rue du Rh., wo doch in St. Ludwig neben der französischen eine schöne deutliche deutsche Tafel Rheinstraße gerade an der fraglichen Tramhaltestelle zu sehen ist? In den Druck dieser (natürlich ganz deutschen) Basler Fahrscheine hätte sich doch gewiß keine fremde Behörde gemischt. Auf den Tafeln der Haltestellen heißt es jenseits der Grenze nicht mehr: Haltestelle der Straßenbahn und Taggrenze, sondern Arrêt du Tramway und Limite de taxe, und doch wären sie groß genug um neben der französischen Aufschrift noch die deutsche zu tragen, wogegen schwerlich die elsässischen Behörden einschreiten würden und noch weniger die Fahrgäste aus den gänzlich deutschsprechenden Grenzorten. Der Herr Préfet du Haut-Rhin macht ja an der Mauer der Mairie seine Anschläge auch zweisprachig, und mehr französisches Nationalgefühl, als es dieser Angestellte des Herrn Poincaré zeigt, kann man doch vom läßlichen Staate Basel nicht verlangen. Wenn das vielleicht „Kleinigkeiten“ sind, warum waren es keine, als man sich die Mühe nahm, vom deutschen Sprachbetrieb zum französischen überzugehen? Jedenfalls die französische Verwaltung tut der schweizerischen nichts zu lieb: auf der Basler Wegtasfel heißt es Mulhouse, aber auf den elsässischen Wegweisern wurde Basel hübsch sauber gestrichen und Bâle darauf gemalt. So heißt es denn auch am elsässischen Schnellzugwagen Bruxelles-Bâle, darunter Brussel-Basel, — französisch, flämisch, was ihr wollt, wie es euch beliebt,

alles, nur nicht deutsch, nur nicht der Name, den Basel sich selbst, den die Eidgenossenschaft, Post, Bahn, Telegraph ihm gibt.

Wenn früher ein Basler Bürgermeister den allerchristlichsten König von Frankreich im elsässischen Ensisheim oder der Enden begrüßte, nahm er einen Dolmetscher mit und sprach deutsch mit dem König. „Es sind andere Zeiten“, — ja, ja, das stimmt freilich! Bl.

Der Verein für Redekunst Zürich.

In einem unserer ersten Jahresberichte (1909) steht, daß der Vorstand u. a. auch die Gründung einer Rednerschule besprochen habe. Zeit und Geld haben bisher nie gereicht für die Ausführung eines solchen Planes, aber unterdessen ist die Sache von anderer Seite aufgenommen worden. Im Anschluß an einen privaten Kurs für Redekunst hat sich vor etwa 7 Jahren in Zürich ein Verein gebildet, der seine Mitglieder in dieser Kunst ausbilden will und sie deshalb Vorträge halten läßt, die dann nach Inhalt und Form besprochen werden; ferner veranstaltet er Kurse und unterhält eine Bücherei. Der Verein ist sehr rührig und hat es trotz seinem ziemlich hohen Jahresbeitrag (12 Fr.) schon zu einer stattlichen Mitgliederzahl gebracht, die sich aus Angehörigen aller Klassen zusammensetzt; er ist also ein erfreuliches Zeichen volkstümlichen Bildungseifers. Sein Arbeitsplan für das laufende Vierteljahr enthält einen Kurs für Anfänger in der Redekunst und einen für Fortgeschrittene, ferner einen für Sprachtechnik und eine Reihe von Mitglieder-Vorträgen (jeweilen Dienstag abend auf der „Baag“) z. B. über Sprech-erziehung, Gottfried Kellers „Kleine Passion“, Ceylon, Hilfsdienste Richtenstein-Schweiz. Am Ende eines Arbeitswinters findet ein Wettbewerb in Vortragskunst statt *).

Mit diesem Verein, der zum Teil dieselben Ziele verfolgt wie wir, sind wir in ein freundschaftliches Verhältnis getreten. Der Verein für Redekunst Zürich ist körper-schaftliches Mitglied des Deutschschweizerischen Sprachvereins geworden und bezieht unsere Druckfachen zehnfach, um sie in Lesemappen seinen Mitgliedern zugänglich zu machen. Andererseits werden wir gerne jeweiligen seinen Arbeitsplan in unserm Blatt veröffentlichen und auch sonst gelegentlich mit ihm zusammen arbeiten. Nähere Auskunft über den Verein für Redekunst erteilt sein Vorsitz-er, Herr Howald, Riltshberg (Zürich).

Ueber Gemütsbildung.

In der ersten Beilage zu Nr. 225 der „Basler Nachrichten“ vom 16. Erntemonat 1928 schreibt ein Herr J. M. über Gemütsbildung und geht tapfer gegen die Sucht vor, der Jugend nur Kenntnisse und Fertigkeiten beizubringen, die für Handel und Wandel des täglichen Lebens brauchbar sind. „So müssen dann notwendig im eigent-lichen Sinne gemütsbildende Fächer, wie Religion, Muttersprache, Geschichte zu kurz kommen.“ Der sehr erfreuliche Aufsatz enttäuscht aber wieder durch die vielen abge-schmackten Fremdwörter, die darin vorkommen. Ganz ohne Nörgelsucht sei gesagt, daß Herr J. M. leider gar nicht zu wissen scheint, daß er selber die Ehrfurcht vor der Muttersprache verlegt, sonst würde er sicher nicht die ihm gewiß liebe Sprache derart mit überflüssigen Fremdwör-tern entstellen. Wäre z. B. „die außerordentliche Wichtig-keit eines Erziehungsgebietes“ schlechter als „die enorme Wichtigkeit eines Erziehungsgebietes“? Sind die „pri-

*) So am 12. und 14. März 1929 im Vortragsaal des Kunst-
gewerbemuseums.

mitivsten und fundamentalsten Bewußtseinserscheinun-
gen“ edler als die ursprünglichsten und wesentlichsten?
Ist es geringer, Hochziele zu befürworten, als „für Ideale
zu plädieren“?

Es handelt sich bei dieser ernstesten Sache nicht um
sprachliche Schulmeisterei, es sei nur festgestellt (nicht kon-
statirt), wie oft die Bestgefinnten es gar nicht fühlen,
wenn sie ihrer Muttersprache, „dem im eigentlichen Sinne
gemütsbildenden Fache“ nicht die Ehrfurcht beweisen
können, die sie ihr zu beweisen wünschen. E. G.

Vom Büchertisch.

Vom Wesen der Zusammensetzung *). Unter dieser
Ueberschrift bekämpft Otto Briegleb, der Verfasser
der Schriften „Wider die Sprachverderbnis“, „Sprach-
erstarrung und Tonverschiebung“ u. a., den überhand-
nehmenden Mißbrauch, bei Zusammensetzungen das Be-
stimmungswort in die Mehrzahl zu setzen, statt den ein-
fachen Wortstamm oder den zweiten Fall der Einzahl zu
verwenden. Die richtige Form ist z. B. Apfelwein, nicht
Apfelweine, obschon mehr als ein Apfel dazu gebraucht
wird; man sagt mit Recht Freundeskreis, wiewohl eine
Anzahl Freunde dazu gehören. Briegleb nimmt auch kei-
nen Anstoß an dem -s bei weiblichen Wörtern, das Jean
Paul so leidenschaftlich bekämpfte; Beispiele dafür sind
Kleinigkeitskrämer, Bibliothekswesen. Dagegen geht der
Verfasser wohl etwas zu weit, wenn er Obligationsrecht
statt des (in der Schweiz amtlich eingeführten) Obliga-
tionenrechts verlangt. Eine scheinbare Ausnahme von
dem Grundgesetz bilden nach Briegleb die Zusammen-
setzungen mit sächlichen Wörtern wie Eierchale, Hühner-
ei, Kälberfeld (Ortsname). „Es hieß ursprünglich auch
in der Einzahl das kalbir.“ Mit Recht bekämpft der Ver-
fasser die überhandnehmenden Zusammensetzungen mit
Eigenschaftswörtern wie Jungmädchen, Blaublumen; da-
gegen verteidigt er Zusammensetzungen mit dem zweiten
Fall wie Todesfurcht, d. i. Furcht vor dem Tode. Zum
Schlusse tadelt er unechte Zusammensetzungen wie in
Kant-Grab, Stresemann-Rede, statt Kants Grab, Strese-
manns Rede, wo es sich also nicht um einen bleibend zu-
sammengehörenden Begriff handelt. Endlich verurteilt
Briegleb die alles lebendigen Sprachgefühls entbehrenden
Ausdrücke „Haus Müller“ für Müllers Haus oder „Fi-
scher Verlag“ für Fischers Verlag. Er wendet sich gegen
die modische Vertandlung (besser wohl Ver-
schandlung) unserer Sprache. Die mit warmem An-
teil verfaßte Schrift verdient allgemeine Beachtung bei
den Freunden der deutschen Sprache. H. St.

Briefkasten.

A. T., J. Daß das Andenken unseres hochverdienten General-
stabschefs von Sprecher in den eidgenössischen Räten wie eine
Bagatelle behandelt wurde, ist sehr zu bedauern; daß man das
eine Bagatellisierung nennt, wie das dem „Allgemeinen Anzeiger“
von Rheineck beliebt, ist zwar weniger wichtig, aber auch zu be-
dauern; denn es bedeutet der deutschen Sprache gegenüber das,
was man in der Sprache dieses Blattes eine Bagatellisierung nennen
würde. Auch ist nicht recht klar, was mit dem Bericht gemeint ist,
es sei etwas „mit allen ggen keine Stimme“ beschlossen worden,
eine Formel, die man auch in andern Blättern etwa liest. Ist etwas
mit den Stimmen aller Anwesenden beschlossen worden, so ist es
selbstverständlich, daß keine Stimme dagegen war; wäre jemand
dagegen gewesen, so wäre der Antrag nicht mit allen Stimmen
angenommen worden. Freilich mit dem Wort einstimmig ist es auch
nicht getan; denn mancher Antrag wird angenommen, ohne daß

*) Otto Briegleb, Vom Wesen der Zusammensetzung (Zusam-
mensetzung mit der Mehrzahl?) Druck und Verlag der Reßner'schen
Hofbuchdruckerei (Inh. Karl W. Serig) Meiningen 1928.